Umfang zwölf Seiten

Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 18

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W / Königin Augustastr. 51

DRITTER JAHRGANG | BERLIN NOVEMBER 1912 | NUMMER 134/135

Inhalt: **H. W.**: Schöne Künste: Ariadne auf Naxos / Errötend folgt er . . . / Ausverkauf / Zum Lachen / Noch mehr zum Lachen / **Paul Zech:** Nachtgewitter im Spätherbst / **Karl Borromäus Heinrich:** Menschen von Gottes Gnaden / Roman / **Jacques Rivière:** Gauguin / **Rudolf Leonhard:** Kandinsky / **E. Wichmann:** Etwa im Jahre 1845 / **Raoul Hausmann:** Die gesunde Kunst / **Albert Ehrenstein:** Anmerkungen / **Alfred Döblin:** Gabriel Schillings Flucht in die Oeffentlichkeit / Empfohlene Bücher / **Eduard Munch:** Affenfamilie / Originalzeichnung / **H. Campendonk:** Originalholzschnitt / **Ludwig Meidner:** Originalzeichnung

Munch: **Affenfamilie / Originalzeichnung**

Schöne Künste

Ariadne auf Naxos

Also wieder einmal stehen wir bei dem Anfang einer neuen Entwicklung. Oder vielmehr wir standen. Denn Herr Doktor Leopold Schmidt vom ‚Berliner Tageblatt', der der Entwicklung eigens bis Stuttgart entgegenreiste, nimmt die neue Entwicklung wieder zurück. Die Stimmung vor der Aufführung scheint festlicher gewesen zu sein, als bei ihr. Zwar war alles anwesend, sogar Herr Professor Bie und der „Roland von Berlin". Nachdem aber die eigentliche Sensation des Abends, der Preis des Platzes für fünfzig Mark, vorüber war, scheint man die billige Oper nicht mehr genießen zu wollen. Die große Baisse ist in Stuttgart ausgebrochen, und man verkauft gern sein Theaterpapier für fünf Mark, wenn man dafür die Oper nicht zu hören braucht. Selbst Herr Doktor Leopold Schmidt als Oberhaussier macht jetzt flau. Aber vorher ging es toll zu: „Auch wer es noch nicht kannte, ahnte darin einen Schritt vorwärts in der Kunst, vielleicht den Anfang einer neuen Entwickelung". Von Herrn Dräseke schrieb Herr Doktor Schmidt vor einigen Monaten, daß der es abgelehnt habe die Entwicklung mitzumachen und so in die Reihen der Konservativen gekommen sei. Aber Richard Strauß steht fortgesetzt auf dem Boden der fortschrittlichen Volkspartei. Die neue Entwicklung bestand also nach Herrn Schmidt darin, „die Oper und zugleich auch den Tanz mit dem Schauspiel zu verknüpfen". Die Idee ist so originell, daß man ihr wirklich „mit Spannung und Vertrauen" wenigstens bis nach Stuttgart entgegenkommen konnte. Ist man dort angelangt, so stellt sich dem Fortschrittsmann etwas in den Weg: „Die Frage erhebt sich, liegt darin ein Bekenntnis, ein Prinzip? Oder galt es nur, einmal ein interessantes künstlerisches Problem zu lösen?" Aber Herr Doktor Schmidt läßt die erhobene Frage nicht lange einsam auf dem Platze stehen: „Die äußere Veranlassung für die beiden Autoren war ein Gefälligkeitsakt gegen Reinhardt, dem Helfer bei ihrem Rosenkavalier." Die Frage kann sich ruhig wieder setzen, denn es liegt kein Zweifel vor, daß schon die äußere Veranlassung eines Gefälligkeitsaktes mehr auf ein Bekenntnis als auf ein Prinzip hinfällt. Molière ließ in seinem Spiel „Der Bürger als Edelmann" musikalische Einlagen durch Lully hinzufügen. Die Herren Hofmannsthal und Strauß fügten der Entwicklung zuliebe eine richtige Oper ein. Diese Entwicklung, die zu einer Verknüpfung von Oper und Schauspiel führte, scheint nur verworren zu sein. Daß Herr Doktor Schmidt mit seinen plumpen Händen den Knäuel noch weiter verheddert, liegt in der Sache seiner Natur. Einzelne Fäden dieser Nähgeschichte bleiben ihm in der Hand und man kann an ihnen vergnügt konstatieren, daß eine geheimnisvolle Verwirrung des schlechten Materials von Kunst- und Musikkritikern nicht ein Geheimnis vortäuschen kann. Ein Faden: „Mit feinem Stilgefühl überläßt der Dichter der heiteren Muse das letzte Wort." Herr von Hofmannsthal macht sich das liebe Leben sehr einfach, indem er einfach das recht verstopfte liebe Leben der heitren Muse aufbürdet und dieses recht alte Mädchen als Könnerin seines Versagens anpreisen läßt. Die heitre Muse (also nicht Herr von Hofmannsthal) leistet sich folgendes Liedchen:

Lieben, hassen, hoffen, zagen,
alle Lust und alle Qual,
alles kann ein Herz ertragen
einmal um das andre Mal.

Aber weder Lust noch Schmerzen,
abgestorben auch der Pein,
das ist tötlich deinem Herzen
und so darfst du mir nicht sein

Mußt dich aus dem Dunkel heben,
wär es auch um neue Qual;
leben mußt du, liebes Leben
lebe noch dies eine Mal!

Das geht wie mit der Maschine gemacht . Es ist zwar ein Archaismus, aber auch „Richard Strauß deutet mit leisem Archaismen Zeit und Milieu der Handlung an." Diese Entwicklung nach rückwärts kann Strauß um soweniger übelgenommen werden, „da er sich nicht etwa auf den Musikhistoriker hinausspielt." Das tut bereits Herr Doktor Schmidt. Und man darf einem Musikkritiker nicht in ein verpfuschtes Handwerk fallen. So etwas weiß ein Mann der Taten wie Richard Strauß. Andrerseits fallen die Ideen jetzt auf den Magen: „Bis zum Einsetzen der Oper bietet Strauß eine leichte, zum Teil sehr graziöse Lustspielmusik und gefällt sich bei der Dinerscene, in der die einzelnen Gänge musikalisch illustriert werden, in humorvollen Anspielungen mancherlei Art." Die einzelnen Gänge sind nicht etwa Gänge der Musik, wie vielleicht irgend ein hungriger Musiker glauben könnte, sondern Gänge des Diners Nicht nur, daß die Entwicklung des Fortschritts und der neuzeitliche Komfort die einzelnen Gänge mit den leichten Weisen unserer Operettenheroen (siehe Bilder mit Dingen Nummer 132 dieser Zeitschrift) begleiten läßt, nicht damit genug, daß bei diesem Diner a part die aparte Musik unsres Richard Strauß statt des sonst unvermeidlichen Oskars ertönt: Herr Richard Strauß liefert die illustrierten Schüssel selber, Krebsschwänze, Hammelrücken, und Mehlspeisen nach Wiener Art oder was die Herren auf der Bühne sonst gegessen haben mögen, alles wird in die Musik des Herrn Strauß getunkt. Man versteht nun endlich, aus welcher Seelenverwandschaft Herr Erich Urban, Musikkritiker der B. Z. am Mittag und Verfasser des neuen Kochbuchs im Verlage Ullstein (gut gebunden Drei Mark) so energisch für Richard Strauß eintritt. Die Liebe geht nun einmal durch den Magen, und ein gesunder Magen kann selbst Richard Strauß vertragen. Nach dieser Eßgeschichte bei der sich Strauß gefällt, ist Herr Doktor Schmidt des Weines voll, ihm ist sehr wohlig zu Mute und trunken schreibt er: „Das Doppelspiel selbst aber ist in einer Weise behandelt, wie sie nur dem Genie glücken konnte. Der paradische Ton der Commedia dell' Arte ist ebenso scharf herausgearbeitet wie die tragische Lyrik." Ich dachte immer, daß im Paradies so scharfe Töne nicht beliebt sind. Aber Herr Doktor Schmidt als Historiker wird dort besser orientiert sein. Vielleicht liegt auch der Hase nach diesem starken Diner im Pfeffer, und infolgedessen ist die tragische Lyrik versalzen. Leben mußt du, liebes Leben! Und der satte Musikkritiker stellt fest: „. . . über die melodische Erfindung, die reicher und wohliger quillt denn je bei Strauß, über die feine Struktur des Ganzen wird noch des weiteren zu reden sein. Der Eindruck war bei allen Zuhörern der gleiche." Posaunen: „Wir haben ein Kunstwerk aus der Taufe gehoben, das, auch losgelöst von allem, was neu, eigenartig, verwegen an ihm ist, sich an Phantasie und Gemüt wendet und somit die letzten edelsten Wirkungen hervorbringt." Nämlich den Katzenjammer. Denn nachdem am 25. Oktober dieses Jahres Herr Doktor Schmidt das schwere Geld des Herrn Rudolf Mosse in hochgemuter Sektlaune vertelegraphiert hat, ist er bereits oder vielmehr erst am 28. Oktober recht ernüchtert. Er äußert sich über die Schwierigkeiten, mit der die Oper bei ihrem Erscheinen zu kämpfen hatte. Das heißt, die Firma A. Wertheim hatte mit dem Mut des Großindustriellen alles, aber auch alles aufgeboten, was sich für Geld aufbieten läßt. Also Herrn Reinhardt, Herrn Richard Strauß, Herrn Hugo von Hofmannsthal, verschiedene Tenöre und Koloratursängerinnen. Sogar Herr Professor Bie war auf eigne Kosten, jedenfalls aber nicht auf Kosten der Firma A. Wertheim, gen Stuttgart gepilgert. (Herr Professor Bie pilgert bekanntlich nur.) Doch das Gemüt und die Phantasie des Herrn Doktor Schmidt ist erweckt und er träumt von den großen Schwierigkeiten: „Ist es da zu verwundern, daß der schöne Künstlertraum, den Richard Strauß geträumt, nicht restlos in Erfüllung ging?" Er ist zu bedauern, dieser Protégé der Firma A. Wertheim. Nur der Doktor Schmidt hält den Träumenden, der so unsicher auf der Erde wallt (Herr Professor Bie hingegen pilgert) mit seinen Händen. Und nun bricht der Katzenjammer aus: „Als die festliche Stimmung verrauscht war, als die Reden, mit denen auf dem zu Ehren des Komponisten veranstalteten Bankett die Gegensätze geschickt überbrückt wurden, verklungen waren, da gestand man sich, bei aller Anerkennung der eminenten Verdienste, die sich die Stuttgarter Hofbühne in redlicher Hingabe um das neue Werk erworben hat, doch ein, daß eine endliche Lösung des hingestellten Problems noch nicht gefunden war." Der Anfang der neuen Entwicklung hat in drei Tagen sein Ende gefunden. Was tun nun die Ahnenden, die sich schon einen Schritt vorwärts fühlten. Herr Doktor Schmidt als Historiker stellt den Grund vom Ende des Anfangs fest: „Die beiden Autoren der Ariadne haben sich selber nicht wenige Steine in den Weg gelegt, in dem sie ihr Opernwerk mit einer Komödie verknüpften." Aber das war doch gerade der Schritt vorwärts. Hat Herr Doktor Schmidt in drei Tagen die stehende Frage vergessen, ob ein Bekenntnis oder ein Prinzip vorliegt? Was ist nun mit der äußeren Veranlassung und mit dem Gefälligkeitsakt? Die heitre Muse wird ihr Haupt verhüllen und die Fäden werden sich in dem Knäuel nicht mehr zurechtfinden. Im Katzenjammer verliert man jede Haltung und dem Genie, dem es glückte, wird ein Vorwurf gemacht: „Dann ist Strauß der Vorwurf zu machen, daß er die Sache zu schwer und gewichtig genommen und aus Freude am Stoff und an der Arbeit, die ihm unter den Händen wuchs, die dramatische Absicht totmusiziert hat." Vor drei Tagen nannte das der Musikhistoriker Doktor Schmidt „herausgearbeitet". Das Dramatische und der Schritt vorwärts wird zurückgenommen und der nüchterne Kritiker lobt jetzt die nüchterne Musik: „Am freudigsten aber ist es zu begrüßen, daß Stauß den Mut gefunden hat, wieder einen ganz auf innere psychische Wirkungen gestellten Stoff zu wählen und damit ein hofftlich recht viel beachtetes Beispiel zu geben." Die Illustration eines Diners ist zwar von innerer aber nicht von psychischer Wirkung. Und sie wird sicher bei den Kollegen, den Künstlern der Lebensfreude, viel Beachtung finden. Dieser Mut des Herrn Richard Strauß ist jedenfalls am freudigsten zu begrüßen. Bei Kempinski sehen wir uns wieder!

Vielleicht erklärt Herr Dektor Schmidt, daß er auch mir den Weg in die Oeffentlichkeit versperrt und das Echo versagt". Sein Unterkollege Herr Weißmann hat diesen Bannfluch gegen Arnold Schönberg geschleudert. Mich wird das nicht rühren. Ich verpflichte mich sogar, nicht in die tauben Ohren des Herrn Doktor Schmidt zu schreien, wenn er sich verpflichtet, mir als Echo versagt zu bleiben.

Errötend folgt er . . .

„Auf den Spuren Zügels — aber in Gouache — wandelt Leopold von St . . . . nicht ohne Erfolg!" Oder meint der Münchener Kunstkritiker F. von Ostini nicht vielmehr: „Aber in Galoches —"

Ausverkauf

Herr Hermann Bahr hat ein Buch herausgegeben, das er schlicht „Inventur" nennt. Sofort stürzt Herr Konrad Alberti-Sittenfeld, auch ein Fünfzigjähriger, in den Laden: „Wenn Hermann Bahr eine Inventur ankündigt, so darf man ohne weiteres annehmen, daß es einen unterhaltsamen Ausverkauf gibt. Denn dieser grundgescheite Literaturwarenkenner ist viel zu erfahren und gewandt, um nicht genau zu berechnen, womit er das Publikum fängt und fesselt. So hat er mit geübtem Blick auch diesmal auf seinem Lager Umschau gehalten und in der Tat einen ganzen Pack Artikel entdeckt, die zu einem hübschen Bande vereinigt noch einen ganz ansehnlichen Absatz versprechen . . ." So etwas nennt die B. Z. am Mittag Buchkritik. Diese alten Ladenhüter werden so an die Leser gebracht und Herrn S. Fischer kosten diese Reklamezettel nichts. Geschäft bleibt Geschäft. Aber das Provinzgeschäft geht besser. Deshalb läßt Herr Hermann Bahr nicht im Anzeigenteil, sondern unter Theaternachrichten, die Rubriken haben allerdings Verwandtschaft miteinander, veröffentlichen: „Das diesjährige neue Lustspiel Hermann Bahrs Das Prinzip wird mit Rücksicht auf das Provinzgeschäft seine Uraufführung nicht am Lessingtheater erleben." Vielleicht befreit uns diese Rücksicht auf das Provinzgeschäft auch von den anderen Theaterkonfektionären.

Zum Lachen

Jetzt erfährt man durch seinen Verleger, warum Rideamus dichtet. Er will uns über die ernsten Zeitläufte hinweghelfen und „uns für ein Weilchen den Aerger des Tages vergessen lassen". Da ich annehme, daß die Leser dieser Zeitschrift noch nie eine Zeile von Rideamus gelesen haben, sich doch aber eine Vorstellung machen wollen, wie man „die Dinge dieser Welt in einen Gesichtswinkel rückt, von dem aus betrachtet, auch das Unangenehme zum heitren Ereignis wird, drucke ich hier den Anfang eines Gedichtes Der Taucher ab. Man braucht nur zu bemerken, daß hier das nichtheitere Ereignis unangenehm wird, und man wird schleunigst den Dingen dieser Welt aus dem Gesichtswinkel des verkennenden Juristen ausrücken:

Schön Irmgard sitzt an der Ostsee Strand,
Sie hält ihre Mitgift in der Hand
Und Vater und Mutter baden im Meer;
Da kommt eine mächtige Welle daher
Und die Welle mußte wohl kurzsichtig sein
Denn sie schlang die Mutter in sich hinein
Und spie sie rückflutend bis hinter den Strick
Dort hält sich die Gnädge und kann nicht zurück.
Und ein Rufen hebt an und ein wildes Geschrei,
Schon schießen die Rettungsboote herbei.
Das heißt: sie machen vom Ufer los
Und das dauert ein halbes Stündchen bloß.
Und der Vater sieht die Mutter von fern
Und er sieht sie von fern zunächst ganz gern.
Doch besinnt er sich bald und ruft: „Meine Herrn!
Meine Herrn," ruft der Vater, „komm'n Sie
mal her!
Meine teure Gattin fiel mir ins Meer.
Und wer mir die Traute kann wieder zeigen
Der mag sie behalten! Sie sei sein eigen!!"

Das finden die gebildeten Berliner und Berlinerinnen im Westen heiter. Solch ein Buch kostet in künstlerischem Umschlag nur zwei Mark fünfzig, in Leinen gebunden aber drei Mark fünfzig. Das Buch wird auch verlegt, jedoch nur von der schlesischen Verlagsanstalt G. m. b. H. in Berlin W. Sonst liegt es auf dem Ziertisch des Salons jeder besseren Wohnung.

Noch mehr zum Lachen

Aus einer Einladung deutscher Bühnenschriftsteller zu einem Ball:

„Sollten Sie verheiratet sein und sich ein Vergnügen davon versprechen, Ihre Gemahlin auf den Ball mitzubringen, oder sollte von diesem Mitbringen die Erlaubnis für Sie den Ball besuchen zu dürfen abhängen, oder sollte Ihnen gar die beneidenswerte Aufgabe obliegen, tanzlustige Töchter zum Tanz führen zu können, so wenden Sie sich vertrauensvoll schriftlich an unseren Schatzmeister.

Da die Polonaise kinematographisch aufgenommen und der Film im Kaiser-Friedrich-Museum deponiert wird, so, daß noch nach vielen tausend Jahren der Beweis geführt werden kann, wie man sich in Berlin auch zurzeit des Schreies nach Gefrierfleisch und der Verholzerei auf dem Balkan zu amüsieren verstand, würden Sie sich einer kultur-historischen Unterschlagung schuldig machen, wenn Sie nicht mit dabei wären.

Bemerkt sei noch, daß das Amüsement nur durch wenige Vorträge unterbrochen wird."

Nein, dieses Künstlervölkchen. Aber die Bürgerlichen sind auch schon so weit. Man kann das Volk nicht mehr unterscheiden.

H. W.

Nachtgewitter
im Spätherbst

Sturm johlt heran und zerfetzt
Den morschen Novemberwald.
Und die Wolken, schwarzdrohend geballt
und zorngehetzt,
platzen im Wipfelzusammenprall.

Hagelnde Wucht
und blitzknatternder Knall
schäumen wie Brandung von Bucht zu Bucht.

Alle Bäume sind blind
und frieren weiß und weh
wie Menschen aus flockigem Weihnachtsschnee . . .

Schon rauschen ferner die Sturmflutscharen
und aus Nacht, die klar den Himmel besternt,
weint ein Wind:
daß Sonne und Sommer waren,
vergeßt, verlernt!

Paul Zech

Menschen von Gottes Gnaden

Aus den Bekenntnissen des Herrn Lieutenant Mléville, nachmaligen Paters Bonaventura S. J.

Von Karl Borromäus Heinrich

Fortsetzung

Der Entschluß

Am Vormittag des 24. Dezember 19.. — zwei Tage also nach dem eben geschilderten Vorfall — ging Schlagintweit vor dem Hause der Briennerstraße, wo Baron Frangart wohnte, unentschlossen auf und nieder. Er sprach so laut mit sich selbst, daß die Vorübergehenden gar nicht anders konnten, als über ihn lächeln. „Oh weh, oh weh!" rief er, „jetzt also wird es Ernst, jetzt muß ich ihn wirklich anpumpen! Der Geldbeutel hat lang simuliert, — aber jetzt ist er wirklich krank. Herrschaft, herrschaft! . . . Natürlich wird er es mir geben, aber das ist mir wurscht. . . Na, nicht gerade ganz wurscht, alter Schwimmer Schlagintweit! . . . Aber peinlich ist es jedenfalls, peinlich! Sozusagen unangenehm! Gleichsam zuwider! Gewissermaßen abscheulich! . . . Ja, ja, warum habe ich bei ihm den Teufel Habenichts so oft lügenhaft an die Wand gemalt! Jetzt kommt er . . . Nein, er ist überhaupt schon da! . . . Hoffentlich ist Frangart nicht verreist, der gute Junge hat solche plötzliche Einfälle — das heißt, er wäre mir schon beinahe lieber, er wäre verreist. Oh weh, oh weh! . . ."

Baron Frangart hatte soeben dem Dienstmädchen gesagt, daß sie heute gar niemand vorlassen solle. In der Tat fühlte er sich nicht ganz wohl; denn da er es verschmähte, sich mit körperlichen Ausbrüchen Luft zu machen, wenn etwas Unangenehmes geschehen war, griff ihn alles innerlich um so mehr an; er wußte es, und war auch aus diesem Grunde nicht minder wie aus andern bestrebt seine Ruhe zu hüten. Er saß jetzt frierend am geheizten Kamin.

Schlagintweit war auf der Treppe zweimal umgekehrt. Aber dann gab er sich einen Ruck, ging nochmals hinauf und läutete gleich einem Zug, bis man ihm öffnete. Das Dienstmädchen wollte sprechen, wie ihr geheißen war; indes, schon hatte er sie beiseite geschoben und polterte, das Klopfen diesmal vergessend, in das Zimmer, wo er Frangart vermutete. Dieser sah ihn erstaunt und gekränkt an. „Ich muß Sie leider anpumpen!" platzte Schlagintweit heraus. Frangart seinerseits mußte nun doch lächeln. „Aber setzen Sie sich nur, Schlagintweit! Das werden wir ja gleich haben." — „Seien Sie nicht so liebenswürdig, Baron! Diesmal ist es viel und ich brauche es notwendig." Frangart lächelte wieder. — „Wieviel ist es denn?" — „Sehr viel." — „Wieviel denn?" — „Blödsinnig viel — vierhundert Mark!" schrie Schlagintweit heftig und fühlte sich geradezu erlöst, daß er sich's zu sagen getraut hatte; er schnaufte förmlich auf. „Mit Vergnügen, Schlagintweit, mit Vergnügen!" beruhigte ihn der Baron, erhob sich und trat an den Schrank, um das Erbetene herauszunehmen. „Und diesmal bekommen Sie es nicht so schnell wieder!" rief Schlagintweit noch besorgt. — „Nun, also weniger schnell!"

„Aber jetzt setzen Sie sich, bitte," lud ihn Baron Frangart nochmals ein. . . „Erstens nämlich," begann Schlagintweit erklärend, „muß ich jetzt einige Bilder in unsere Wohnung hängen und einen Läufer für den Fußboden kaufen, damit es auch etwas gleichsieht bei uns. Zweitens" (Baron Frangart machte eine abwehrende Bewegung, zum Zeichen, daß er ja keine Erklärungen wünsche) —, „zweitens nämlich will ich das deshalb, weil ich drittens, weil ich, ja, weil ich jetzt eine Braut habe, Herr Baron, und dieser, viertens, wohl auch ein besseres Geschenk machen muß. . ." — „Nein?" machte Frangart sehr gedehnt und unterdrückte ein etwas spöttisches Lächeln. „Ja, eine Braut habe ich jetzt," wiederholte Schlagintweit mit größter Bestimmtheit. „Ich gratuliere verbindlichst!" sagte Frangart dagegen.

Und Schlagintweit erzählte, daß seine Braut eine achtundzwanzigjährige Witwe sei, also ein paar Jahre älter als er, aber „was sagt denn das?!"

rief er laut. — Das sagt natürlich nichts," meinte Frangart, „das sagt gar nichts." „Im Aeußeren sieht sie fast etwas chinesisch aus, aber gerade das ist interessant, nicht?" — „Oh, ich liebe das Chinesische." — „Sie hat eine kleine Rente . . ." („Ich habe mir gleich gedacht, daß es keine größere ist," sagte sich Frangart im stillen natürlich.) „Und das einzige, was mich bekümmert, ist ihr Leiden." — „Mitleid spielt bei Ihnen doch immer mit." — „Ja, deshalb habe ich sie noch lieber!" „Welches Leiden hat sie denn?" — „Ja, sie ist . . . sie ist wohl etwas nervenleidend, die Gute," erwiderte Schlagintweit traurig. „Ich habe übrigens vergessen, Ihnen zu danken, Baron, vielen Dank also!" Frangart wehrte ab. — „Und jetzt gehe ich und kaufe ihr was Schönes." — „Tun Sie das, bitte, tun Sie das und gratulieren Sie ihr von mir!" — Ja, ja, danke vielmals." Und in der Eile vergaß Schlagintweit, daß er Baron Frangart eigentlich einladen wollte, morgen mit ihm und seiner Braut zusammen spazieren zu gehen. „Adieu — glückliche Weihnachten!" — Adieu, gleichfalls!" —

Baron Frangart ließ sich in seinen Mantel helfen; er wollte zum Essen ins Hotel fahren. Auf dem Wege dorthin träumte er, die Unternehmungslust Schlagintweits halb belächelnd und doch unbewußt beneidend, von dem und jenem. „Irgend etwas muß geschehen," beschloß er endlich bei sich selbst. Und die ihm ungewohnte Erregung des Entschlusses rötete seine bronzefarbenen, jugendlichen Wangen leise und liebenswürdig.

Die Beichte

„Irgend etwas muß geschehen, irgend etwas muß ich tun," sprach Baron Frangart zu sich selber, als er das Hotel verließ, . . . „wie soll ich sonst glauben, daß ich überhaupt lebe!. . . Denn alles Leben beweist sich nur durch die Tat! . . . Irgend etwas muß ich tun. . ."

Baron Frangart lenkte seine Schritte zum Liebfrauendom. Er wollte Gott zunächst und dann den Beichtvater um Rat fragen.

Der Beichtvater des jungen Barons war ein alter italienischer Prälat, der nicht eigentlich zur praktischen Seelsorge, sondern, wie sein Beichtkind vermuten konnte, vielleicht in Erfüllung einer geheimen päpstlichen Mission in München lebte. Immerhin nahm er einigen ihm persönlich empfohlenen Menschen, wie zum Beispiel Baron Frangart, der von Bonaventura an ihn gewiesen worden war, regelmäßig die Beichte ab. Er war ein feiner alter Prälat mit weißen Haaren und tiefliegenden Augen voll stiller Glut und voll verklärten Schmerzes über die Welt. Er kannte die Welt.

Und Fritz Freiherr von Frangart begann seine Beichte mit den rituellen Worten:

„Ich armer sündiger Mensch klage mich an vor Gott dem Allmächtigen und Euch, Priester an Gottes Statt, daß ich seit meiner letzten Beichte wiederum gesündigt habe! . . ."

Der Prälat begann zu fragen über das erste der zehn Gebote:

„Habt Ihr jemals an Gott gezweifelt? oder an der Lehre seiner heiligen Kirche? Habt Ihr die täglichen Gebete nicht vergessen? Seid Ihr nicht unandächtig und zerstreut dabei gewesen?"

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!"

Der Prälat fragte in betreff des zweiten und dritten Gebotes:

„Habt Ihr den Namen Gottes nie im Leichtsinn eitel genannt? Habt Ihr nie über Gott geklagt? Habt Ihr nie seiner im Zorne geflucht?"

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!"

Im vierten Gebote fragte der Prälat nicht, ob das Beichtkind gegen seine Eltern und gegen den Gehorsam gesündigt habe; denn er wußte, daß diese tot seien. Aber er fragte ihn: „Habt Ihr das Andenken Eurer Eltern niemals entweiht, niemals durch Gedanken oder Worte oder Taten?"

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!"

„Gehen wir zum fünften Gebot!" sagte der Prälat. „Habt Ihr Eure Mitmenschen niemals mit Wissen verletzt, geschädigt, beleidigt, verdächtigt, in Gedanken, Worten oder Taten?"

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!"

„Sechstes Gebot: Seid Ihr nicht unkeusch gewesen in der Tat? Habt Ihr nicht unkeusch gesprochen? Habt Ihr nicht freiwillig Unkeusches gedacht oder gesehen?"

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!"

„Siebentes Gebot: Habt Ihr nicht gestohlen, Geliehenes nicht zurückgegeben, Gefundenes nicht behalten?"

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!"

„Achtes Gebot: Habt Ihr nicht gelogen, freiwillig, im Scherz oder aus Not?"

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!"

„Neuntes und zehntes Gebot: Habt Ihr nicht begehrt Eures Nächsten Hausfrau und nicht Eures Nächsten Gut, in Gedanken, Worten oder Werken?"

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!"

„Gebote der Kirche: Habt Ihr nicht der Fasten vergessen oder der sonntäglichen Messe oder des heiligen Sakramentes der Beichte und des Allerheiligsten Sakramentes des Altares?"

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!"

„Habt Ihr auch nicht etwa eine der neun fremden Sünden begangen oder eine der vier himmelschreienden?"

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!"

*

Dies alles hatte der Prälat — ein alter feiner Prälat, der die Welt kannte — in immer steigenderem Tone und in immer tieferem Mitleid gefragt; Baron Frangart seinerseits hatte immer leiser und immer schmerzlicher darauf geantwortet.

Nach einer langen Weile des Schweigens begann der Prälat: „In uns allen liegt das Sündhafte verborgen . . ." — „Ja, es liegt wohl auch in mir, ich beichte es, Vater . . ." — „In uns allen liegt das Sündhafte und Ihr habt mir nicht eine Tat der Sünde gebeichtet! . . ." — „Ich weiß von keiner, Vater." — „So seid Ihr der heiligste aller Menschen oder der unglücklichste!" — „Ich habe nichts von dem getan, wonach Ihr mich gefragt habt . . ."

*

Der Prälat — ein alter feiner Prälat, der die Welt kannte — schwieg lange. Endlich fragte er: „Wenn Ihr nichts Sündhaftes getan habt, — was habt Ihr denn überhaupt getan?" — „Nichts, Vater! . . ." flüsterte tonlos der junge Baron Frangart . . . „Nichts, Vater, aber ich möchte etwas tun, ich muß etwas tun, und da ich keine Sünde tun will, bin ich zu Euch gekommen, um Euch zu fragen, was ich sonst tun kann . . ." — „Es gibt nur E i n e s zu tun, und daß Ihr dies Eine nicht getan, sondern unterlassen habt, dies ist Eure große Sünde . . ." — „Was ist es, Vater?" — „Nur dies Eine: d a s W e r k d e r L i e b e." Mit schwerstem Nachdruck hatte der Prälat die Worte gesprochen.

Nach diesen Worten entstand im Beichtstuhl ein Schweigen, wie es selbst im Beichtstuhl, geschweige denn irgendwo draußen in der Welt, noch nie gehört worden ist. Und nach einiger Zeit schauderte denn auch dem Prälaten davor. „Mein lieber Sohn!" begann er zärtlich, „was wollt Ihr nun tun?"

„Das Werk der Liebe, Vater!"

„Das wäre? . . ."

„Ich weiß noch nicht recht, was . . . Jedenfalls werde ich zum Beispiel noch heute der Hilfskasse für verarmte Adelige soviel überweisen, als ich zurzeit entbehren kann . . ."

„Tut es immerhin, es ist besser als nichts, es ist ein Werk der Liebe, aber nicht d a s Werk der Liebe . . ."

„Was ist es, Vater?"

„Mein lieber Sohn, es ist das Werk, das am Ende steht. Die wenigsten vollbringen es, die meisten kommen über seine Vorbereitungen nicht hinaus."

„So sagt mir zunächst, Vater, welches seine Vorbereitungen sind! . . ."

*

Der Prälat — ein alter feiner Prälat, der die Welt kannte, atmete tief auf. „Mein lieber Sohn, von den Vorbereitungen kann ich Euch nur Beispiele nennen. Also zum Beispiel: Ihr seht das junge Mädchen dort am Altar. Es kommt immer in meine Messe, weil Ihr dahinkommt. Es sucht Euch immer mit den Augen. Es liebt Euch. Habt Ihr das noch nicht bemerkt?"

„Schon lange, Vater, aber ich will seine Liebe nicht, weil ich sie nicht erwidern kann."

„Liebt Ihr überhaupt ein Mädchen?"

„Nein, Vater."

„Habt Ihr nie ein Mädchen geliebt?"

„Nein, Vater."

„Nun, so geht wenigstens zu dieser dort hin und d a n k t ihr einmal für ihre Liebe. Vielleicht liebt sie Euch so, daß ihr das allein genügen wird . . . Es gibt solche Menschen. — Sie ist schön, und es wird Euch wenig Ueberwindung kosten."

„Gebt mir noch ein Beispiel!"

„Ja, gern. Ihr habt wohl eine Bedienerin zu Hause? Ja, nicht wahr. Gut, fragt sie heute abend, wie es den Leuten geht, die sie lieb hat... Dies wird Euch wohl am meisten Ueberwindung kosten, mein lieber Sohn, eine solche Frage an Eure Bedienerin zu richten."

„Ja, es ist schwer," antwortete Baron Frangart, „aber sagt mir nun, was ist d a s Werk der Liebe?"

Der Prälat — ein alter feiner Prälat, der die Welt kannte, schwieg zunächst.

„Mein lieber Sohn," hub er endlich mit einem mitleidigem Seufzer an, „ach, mein lieber Sohn, wenn Ihr nur einmal die Vorbereitungen getan habt! Ihr werdet vielleicht viele Enttäuschungen an den Menschen dabei erleben. Sucht Euch damit abzufinden . . . Und kommt vielleicht ein anderes Mal zu mir und fragt mich nach dem eigentlichen Werk . . ."

„O, sagt es mir heute schon, Vater!"

„Ach, mein lieber Sohn! . . ."

„Bitte, sagt es, Vater!"

„Wenn Ihr es durchaus wollt . . . So hört: Geht hin, mein lieber Sohn, und sucht von allen Menschen, die es gibt, die niedrigsten! Und dort verschenkt Euch ein Mal, nur ein einziges Mal selbst! Dann habt Ihr das Werk der Liebe vollbracht! Aber während Ihr es vollbringt, denkt nicht daran, daß Ihr das Werk vollbringen wollt; denn dies würde Eure Ueberwindung erleichtern. Sucht Euch — es gibt deren genug — einen menschlichen Grund für ein himmlisches Werk,

ampendonk: Originalholzschnitt

Dann erst wird es schwer genug für Euch sein, damit es Gott als Euer Werk der Liebe würdige . . ."

Baron Frangart hatte eben den Beichtstuhl verlassen.

Er trat ruhig auf das junge Mädchen zu, das ihn schon so oft mit den Augen gesucht hatte. Er verneigte sich und sagte leise: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie störe. Aber ich glaube, Sie sind mir gut. Und ich möchte Ihnen dafür danken."

„Nicht hier," antwortete sie flüsternd, „nachher draußen . . . Ueberhaupt, ich bin ein anständiges Mädchen, und wenn Sie mit mir reden wollen, müssen Sie sich schon gefälligst zu meinen Eltern bemühen . . ."

Baron Frangart zuckte zusammen. Aber er beherrschte sich und ging zu der alten Frau vor. Er streichelte ihr leise die weißen Haare und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Mutter, Sie haben wohl viel zu leiden?"

„Ach, gnädiger Herr, nur ein wenig wann's einem besser gehen tät, nur ein wenig! . . . Wann ich meiner Tochter nur ein kleines goldenes Broscherl auf Weihnachten schenken könnt! . . ."

Baron Frangart zuckte wieder zusammen, aber er zog seine Geldbörse aus der Tasche und schenkte ihren ganzen Inhalt der Frau.

Baron Frangart saß in seinem Fauteuil am Kamin und läutete der jungen Bedienerin: „Nun, Erna, es kommt Sie wohl hart an, auf Weihnachten allein zu sein. Wollen Sie vielleicht für heute abend zu Ihren Angehörigen heimgehen?"

„Meine Eltern sind schon gestorben, Herr Baron."

„O, das tut mir leid. Aber vielleicht haben Sie sonst jemand lieb, bei dem Sie also heute lieber wären als bei mir? . . ."

„Ja, wenn mir der Herr Baron die Ehre erweisen wollen — kein Verhältnis hab ich nämlich nicht, also . . ."

Baron Frangart zuckte zusammen, schenkte ihr einen Fünfzigmarkschein, sagte ihr, daß sie für heute die Freiheit habe, zu tun, was ihr beliebe, und entließ sie . . .

Schmerzlich lächelnd lehnte sich der junge Baron in sein Fauteuil zurück, sich bangen Träumereien hingebend. Aber dann bezwang er sich und verjagte die Erinnerung an die drei Enttäuschungen, die „das Werk" vorbereitet hatten. Sodann bezwang er sich noch einmal und verbot sich, an das, was er nun vorhatte, anders als in rein menschlichem Sinne zu denken . . . Und als Mitternacht schon längst vorüber war, dachte er noch immer an das rein Menschliche; so natürlich, wie es s e i n e r menschlichen Natur gemäß war . . .

Die Tat

Am ersten Weihnachtsfeiertag dieses Jahres gab Baron Frangart dem Wagenkutscher die Adresse eines Findelhauses, von dem er eine Einladung zur Weihnachtsfeier erhalten hatte. Man hatte ihn schon etliche Wochen vorher angebettelt um einen Beitrag zur Bescherung, und er hatte durch das Dienstmädchen einen Zehnmarkschein hinausreichen lassen. Der gedruckte Text der Einladung lautete:

„Euer Hochwohlgeboren!

Unsere Anstalt feiert am 25. Dezember ihr bescheidenes Weihnachtsfest. Die Aermsten der Armen haben also, dank der großen Güte ihrer Wohltäter, unter denen auch Euer Hochwohlgeboren sich befinden, den Tannenbaum des Friedens gefunden, unter dem sie sich glückstrahlend scharen können.

Im Namen unserer Kinder, deren Freude doppelt sein wird, wenn sie von Euer Hochwohlgeboren und den andern Wohltätern mitangesehen, ja mitgefeiert wird, laden wir hiermit höflichst zu dem hohen Feste ein. Und bemerken wir, daß für die verehrten Festgäste gesonderte Plätze im Festsaal unseres Heims an der . . . . . Straße reserviert sind.

In höflichster Erwartung von Euer Hochwohlgeboren wertgeschätzter Anwesenheit:

Das Heim der Aermsten"

Baron Frangart hatte den Widerwillen gegen den Stil dieser Einladung und auch im voraus gegen den Stil des Festes, auf den man daraus schließen konnte, langsam, aber energisch überwunden. „Es m u ß etwas geschehen!" wiederholte er, auch als er schon im Wagen saß; wie um sich Mut zuzusprechen.

Ein Hausdiener in viel zu weiter, auch sehr willkürlich kombinierter Livree erwartete die Gäste am Portal des Findelhauses. Das Portal war so geräumig und protzig wie das ganze Haus selbst. Baron Frangart dachte sich beim Verlassen des Wagens, daß der wichtigtuerische Bau dieser Anstalt wohl mehr gekostet habe, als die achtzig beherbergten Kinder in hundert Jahren zusammen kosten würden. Aber im Treppenhaus des Einganges, wo auf beiden Seiten Marmortafeln mit einer Reihe Namen in Goldschrift, glänzten, fand er die Lösung: zu Beginn des Verzeichnisses stand fett gedruckt:

Mathias und Crescentia Bicherl,
Realitätenbesitzersehepaar
und
Bürgersleute in München,

sind die hochedlen Stifter dieses Hauses und des Platzes, auf dem es sich, zu ihrem dankbaren Angedenken, erhebt. —

„Stehen der gnädige Herr auch auf der Tafel?" fragte der Hausdiener und setzte, als er keine Antwort bekam, entschuldigend hinzu: „Nun, es sind nur die Wohltäter von tausend Mark aufwärts." Der stillose, aber mit falschem Plüsch, Papiergoldschleifen und ähnlichem Zeug überladene Saal, in den Baron Frangart nun eintrat, war durch eine diagonal laufende „Renaissance"-Rampe in zwei Dreiecke gespalten; in dem einen Dreieck erhoben sich, übereinander aufsteigend, die Plätze für die Eingeladenen. Unten im andern Dreieck stand der mit vielen elektrischen Lämpchen süßlich erleuchtete Christbaum; statt mit Aepfeln und Nüssen war er reich mit Silber und Goldflitter, mit künstlichem Schnee und Glaskugeln behangen; er stand inmitten eines von langen Tischen gebildeten Vierecks. Auf diesen Tischen lag, mit großen, von eins bis achtzig laufenden Nummern versehen, die Bescherung, die jedes Kindes wartete. Statt die einzelnen Geschenke durch Tannenzweige abzugrenzen, hatte man durch je eine Papierrose angedeutet, wo des einen Kindes Geschenke aufhörten und die des andern anfingen. Aepfel, Nüsse, Bisquits und Marzipan hatte man für die einzelnen Kinder nicht auf Teller gelegt, wo sie immerhin, auch in dieser peinlichen Ordnung, ein heiteres Bild ergeben hätten; sondern, in der Furcht, daß dabei etwa ein Teller zerbrochen werden konnte, hatte man dies alles in Tüten gesteckt, die neben und auf die jeweiligen Schuhe, Strümpfe oder Fausthandschuhe gelegt waren. Kurz, Baron Frangart hatte mit einem einzigen Blick von der Türe aus schon den ganzen freud- und farblosen Charakter des Festes erfaßt, das da kommen sollte. Die Kinder waren noch nicht eingelassen worden; die Festgäste hingegen saßen, leise schwatzend, auf ihren Plätzen.

Auf diese Menschen, größtenteils behäbige dicke Frauen und Männer, wie deren das Bier in so großer Menge deformiert, und etwa noch einige, mit der ihnen eigenen vordringlichen unmanierlichen Koketterie herumguckende oder überlaut plappernde Bürgerstöchter, — auf dieses gemütlich versammelte Festpublikum also machte Baron Frangart, wie es ihn durch die Türe kommen sah, einen merkwürdigen, tiefen und gebieterischen Eindruck. Sei es, daß diese Leute überrascht waren von seiner ruhigen, harmonischen „distinguierten" Eleganz, sei es, was weniger wahrscheinlich ist, daß die so liebenswürdige ebenmäßige Zartheit seiner jungen Gestalt sie gefangen nahm, — einer nach dem andern erhoben sie sich von ihren Sitzen, etwa wie vor ihrem Lehrer oder sonst einem noch höheren Herrn. Infolgedessen dankte er, unangenehm berührt, nach mehreren Seiten mit leiser Verneigung. In der ersten Reihe der Plätze rückte man mit den Stühlen zurück, um ihn durchgehen zu lassen. In der Mitte dieser Reihe standen zwei Fauteuils, von denen das eine unbesetzt war. Im andern saß ein kleiner Geistlicher, der — bescheiden und fast eingeschüchtert, wie er hier dem Zwang der Repräsentation genügte — Baron Frangart mit rührendem Lächeln entgegenblickte. Neben ihm nahm Frangart Platz und nannte ihm seinen Namen zur Vorstellung. (Das Fauteuil war natürlich nicht für ihn, sondern für irgendeinen repräsentativen Gemeindebevollmächtigten, der aber nicht erschien, reserviert gewesen.) Der Geistliche war, wie sich herausstellte, der Seelsorger der Findlinge. „Da bin ich auf dem besten Wege," sagte Baron Frangart, „ich möchte nämlich heute irgendeines der Kinder in Obhut nehmen. Ich habe viel freie Zeit und wenig Beschäftigung . . . Meinen Sie, daß man mir eines überläßt?" — „Nun, man wird wohl einige Erkundigungen einziehen, wenn man eines der Kinder weggibt, aber dies wird ja bei Ihnen zweifellos schnell erledigt sein," antwortete der Geistliche verbindlich und erbot sich, die Sache mit dem Anstaltsleiter selbst im Sinne Baron Frangarts zu sprechen. Dieser nannte ihm als Referenz einige bekannte Familien, in denen er eine Zeitlang verkehrt hatte. „Sie wollen mir, bitte, bei der Wahl der Kinder helfen! Sie kennen ja die Kinder ungfähr und wissen, welches davon eine bessere Erziehung, ein feineres Leben am meisten verdient." — „Ja, und was soll später aus dem Kinde werden?" — „Was es will, seine Zukunft werde ich sicherstellen." Der Geistliche freute sich sehr und überblickte in Gedanken die achtzig Kinder, oder vielmehr, da Frangart einen Knaben erbeten hatte, die vierzig Knaben. Er dachte an den und den und dann wieder an andere.

Mittlerweile aber öffneten sich die Flügel der Seitentüre und die achtzig Kinder, die Mädchen voran, schritten paarweise, geführt von dem Anstaltsleiter und einer Aufsichtsfrau in den Saal. Alles schwieg.

Ein tiefer Schrecken durchrieselte Baron Frangart, als er, mit einem einzigen schnellen Blicke, diese Kinder von vier bis dreizehn Jahren überflog. Ihm, Baron Frangart, lagen wahrlich weder Mitleid noch Rührung; sein Schrecken war gemischt aus Abscheu und Zorn. Wie wenig schon paßte zum natürlichen Wesen des Kindes die Einförmigkeit der Kleidung! — Aber das war noch das Wenigste. Kaum eines dieser Kinder zeigte eine frische Gesichtsfarbe; ein häßliches blutleeres Grau lag auf ihren aufgedunsenen Wangen. Es fiel ihm im ersten Augenblick überhaupt schwer, einen Unterschied, irgendeinen besonderen

Charakter in den Zügen der Kinder zu erkennen. Und was bemerkte er nach näherem Zusehen! Bei den meisten Mädchen eine dumpfe, dumme, resignierte Apathie; sie standen da wie Tiere, ja wie gutgefütterte, aber kraftlose Kühe. Bei den Knaben eine in ihren grauen Zügen tief unter der Maske des Gehorsams versteckte und verkniffene Verschlagenheit; und diese Gesichter waren noch die tröstlichsten, menschlichsten; denn auch die größere Anzahl der Knaben schien jener uniformen, stumpfen Ergebung heimgefallen zu sein. Und Baron Frangart dachte flüchtig an alles, was ihm der gute Schlagintweit, der vielleicht einmal Erzieher werden wollte, über die Schulen, die er, Baron Frangart, nicht kannte, geklagt hatte. Er stellte sich die für das kindliche Alter so widernatürliche, ja perverse Zwangsordnung vor, unter der diese hier dahinlebten; das grausame, zu Eis erstarrte Tages-, ja Minutenprogramm, das sie immerzu und immerzu üben mußten; die heiße Sehnsucht, womit sie in den Schulstunden auf die Glocke, die eine Freistunde, nein, nur eine Viertelstunde anzeigte, warten mochten; die Brutalität der Schule, die ihnen auch in diesen Viertelstunden untersagte, sich zu raufen, zu kratzen, zu balgen, zu lärmen und zu schreien, wie es ihnen wohlgetan hätte, wie es ihrer Natur gemäß war — weil sich dies für einen „gebildeten Menschen" nicht schicke; wie sie dann gleich darauf wieder (was auch Baron Frangart, diesem zurückhaltenden strengen, stahlharten Menschen, als eine raffinierte und perfide Quälerei erschien) gerade in den untersten Schulklassen die Hände auf die Bank legen mußten und sie nicht rühren durften, ohne der Strafe zu verfallen . . . Und wozu, flogen die Gedanken Frangarts weiter, wozu wurde alles rein Menschliche, das warme Blut, die Neigungen, der ganze kindliche Charakter an diesen Kindern ertötet? Um ihren Kopf desto gefügiger zu machen für die Masse der bürgerlichen Kenntnisse, die in ihn eingehen sollten . . . „Sehen Sie, Baron, aus dem Grunde sind Sie uns alle über, weil Sie so wenig gelernt haben, deshalb sind Sie ein Mann geblieben, weil man Sie nicht gezwungen hat, sich etwas aufladen zu lassen, was nicht zu Ihnen selbst paßt," hatte ihm Schlagintweit einmal gesagt . . . Ja, das war richtig . . .

Und mit einem Male übersah Baron Frangart die entsetzlichen Schäden, welche die bourgeoise „Bildungssucht" seit einem vollen Jahrhundert, seit der eingeführten „allgemeinen Volksbildung" über die ganze europäische Menschheit gebracht hatte. Was war das Prinzip dieser „allgemeinen Volksbildung" und sogar aller höheren Bildung, nach der die demokratische Bourgeoisie strebte und ihr auch diese Kinder, in der arroganten Ueberzeugung, ihnen „Wohltäter" zu sein, zuführte? Es war wirklich nur dies: die ganze Menschheit in einen K o p f zu verwandeln! Kenntnisse und Wissen, nichts als Wissen und Kenntnisse verlangte man . . . Wer fragte noch nach m e n s c h l i c h e n Tugenden? Gute Köpfe wollte man, nichts weiter . . .

. . . Das also war, was die demokratische Bourgeoisie aus dem Geist der Aufklärung gemacht hatte: „Je mehr Kenntnisse du erwirbst, desto höher steigst du." Ob du dich aber, als Mensch, zum F ü h r e r eignest, der du werden willst und sollst, darnach fragt man dich in keinem Examen . . . Und den Menschen, die gehorchen, die Gesetze erfüllen sollten, was gab man ihnen als Grund an: „Du w e i ß t so wenig, du hast eine so schlechte Handschrift, du kennst nicht einmal die Nebenflüsse des Rio de Janeiro in Neu Fundland . . . A l s o: gehorche!"

. . . Wenn das Cäsar seinen Soldaten als Grund angegeben hätte, weswegen er ihren Gehorsam verlangte . . .

Und mit dem sicheren Blick eines Menschen der alten Art fand Baron Frangart heraus, worum es sich handelte: Es war der blasse Intellektualismus, die graue blutleere Verstandeswirtschaft, die alles dirigierte: die alle rein menschlichen Unterschiede aufhob und die Menschen nach ihren Kenntnissen einteilte, die auch an den Kindern hier ihre Erbärmlichkeiten ausließ.

Und immer wieder betrachtete Baron Frangart diese grauen farblosen Menschen, die ihm in der Tat als typische Opfer des Molochs der Schule erscheinen mußten, der seit hundert Jahren Europa bedrohte. Von ihnen also wollte er ein Kind herausgreifen und es seiner Kultur zuführen. Das war die Tat, wozu er sich entschlossen hatte, und die zugleich das Werk der Liebe und des Sich-Wegschenkens sein sollte! Er wollte fruchtbar werden, indem er seine Tradition, also gleichsam sich selbst, auf jemand übertrug. Dies war die Fortpflanzung und Fruchtbarkeit, zu der er sich gestern entschlossen hatte. Und deshalb war er zu den Kindern hier gekommen.

*

Während seiner Geist solchermaßen in einer kurzen Umarmung seine Ansichten und Absichten zusammenfaßte, hatte der Anstaltsleiter eine Rede gehalten, in der er zuerst den Wohltätern dankte und dann die Kinder zur Dankbarkeit ermahnte. Hierauf trat, von den Festgästen teilweise mit „ah!" begrüßt, durch die andere Türe der Weihnachtsengel ein. Es war dies ein dreizehnjähriges Mädchen, Zögling der Anstalt, das ein langes, weißes Wollhemd und am Rücken zwei goldgestrichene Holzflügel angeheftet trug. Sie trat unter den Baum und sprach ein langes Gedicht, mit pathetischen Hinweisen auf die Wohltäter. Diese riefen nach Beendigung der Reimerei ein gerührtes „Bravo!" und „sehr gut!" Man gab jetzt den Kindern ein Zeichen, zu singen. Ihre Stimmen zogen sich langgedehnt, mit der ihrem Dialekt eigenen Abfärbung der Vokale, hinaus. Baron Frangart gab sich nicht die Mühe, den Text verstehen zu wollen. Als das Lied verklungen war, wurden die Kinder endlich angewiesen, sich ihre numerierten Geschenke zu holen. — „Jetzt!" dachte sich Baron Frangart und beobachtete streng die Haltung der Kinder. Die einen grinsten gutmütig. Die andern taten überrascht und stießen ein „Oh!" und „Ah!" aus, dem Baron Frangart die Heuchelei anmerkte. Es mußte Heuchelei sein; denn welchen persönlichen Anteil konnten sie nehmen an dem kalten Flitter dieses Baumes, an seinen elektrischen Lämpchen, die kein Leben verrieten, sondern stumpfsinnig und gleichmäßig leuchteten, an den grauen Tüten, in die man genau eingezählt hatte, wieviel Aepfel, Nüsse, Marzipan, Biskuits auf je einen entfielen. — Wieder andere gingen zu ihrer Nummer und nahmen die Geschenke, weil das nun eben so befohlen war. Der stumme Betrachter fühlte sich schon enttäuscht; er sah nochmals auf die Kinder; da plötzlich fiel ihm etwas auf. Ein etwa zehnjähriger Junge stand mit dem Rücken an den Tisch und seine Bescherung — Nummer 18 — gelehnt, schlank, ja mager da, und überflog mit fast unverschämt ruhigen Blicken das Publikum. — „Wer ist der Junge dort?" fragte Baron Frangart mit leiser Erregung den Geistlichen und zeigte auf diesen. „Ohne Eltern wie die andern, nicht untalentiert, aber — wie soll ich sagen? . . ." „Sein Name?" — „Weiß ich leider nicht." — „Bitte, Hochwürden, wollen Sie dem Anstaltsleiter sagen, daß ich diesen Jungen möchte, und keinen andern. Man möge mir Nachricht geben, ob ich ihn haben kann. Damit es keine Verwechslung gibt: Den, der mich jetzt anstarrt. Nur den! Bitte!" . . .

Die Feier war zu Ende. Die Kinder mußten sich in Paare ordnen und sie verließen den Saal durch die Seitentür, durch die sie hereingekommen waren. Baron Frangart sah seinem Jungen nach, bis er verschwunden war. Dann verließ er sofort die Galerie der Eingeladenen, die gerade der Anstaltsleiter zu persönlichen Ansprachen betrat. Dem Geistlichen hatte er seine Karte gegeben und ihn um freundliche Nachricht gebeten.

Die Frage, die ein anderer sich in Anbetracht des Entschlusses und der Tat des Barons Frangart stellen konnte, war rein menschlich gesprochen die: warum nahm sich dieser verfeinerte, auf seine Kultur so stolze Mensch gerade ein Kind aus dem Findelhause, anstatt, was doch näher zu liegen schien, aus irgend einer zufällig verarmten guten Familie, wo er doch hoffen durfte, schon auf einem vorhandenen gewissen Fonds von Kultur weiterbauen zu können. Aber diese Wahl des Baron Frangart geschah mit ganz bestimmter Absicht. Wenn jene mystische, ja magische Uebertragung seiner eigenen Art auf ein junges Menschenkind vollkommen gelingen sollte, mußte dieses selbst so voraussetzungslos wie möglich sein. Keinerlei hergebrachte Meinung durfte es belasten, durfte die Uebertragung hemmen; jene doppelte Arbeit, zuerst angeborene oder angelernte, jedenfalls aber vorhandene Werte aus dem Kind auszumerzen, um ihm dann seine eigenen zu geben, wäre Baron Frangart zu unreinlich gewesen. Daher und nicht etwa aus Mitleid, suchte er ein Kind ohne Familie, ohne Werte, ohne Voraussetzungen; es war ihm nicht darum zu tun, einem armen Jungen ein reiches Leben zu schenken. Armut und Reichtum taten im Grunde nichts zur Sache. Nur durfte Baron Frangart bei einem dieser armen Findlinge am ehesten hoffen, einen vollkommen unbebauten moralischen und geistigen Boden vorzufinden. Was die vererbten, im Blut liegenden Eigenschaften betraf, deren wohl jedes Kind mit in die Welt bringen mußte, so baute er darauf, daß diese durch die Schule, die Anstalt (deren Ziel doch war, den persönlichen Charakter der Kinder zugunsten der allgemeinen Gleichförmigkeit zu ertöten), wohl schon ausgemerzt, mindestens aber, gleich einem sterbenden Nerv, narkotisiert sein würden; sie würden schlummern und er würde sie durch seine Erziehung nicht mehr wecken.

Aus welchen rein menschlichen Grundgefühlen nun ging bei Baron Frangart dieser Plan einer geheimnisvollen Uebertragung seiner Persönlichkeit hervor? Vielleicht aus zweien: Dem einen, etwas zu tun, fruchtbar zu werden, dem andern, sich den ihm in Dingen der Kultur gleichgestellten Menschen, da er einen solchen nicht vorgefunden hatte, selbst zu erschaffen; Gesellschaft zu haben. Diese zwei Gefühle hatte er bislang unbefriedigt gelassen, ja streng beherrscht: alle Tätigkeit und alle menschliche Gesellschaft hatte er als unreinlich von sich fern gehalten. Vielleicht war es eine Schwäche, daß er diesen Gefühlen jetzt nachgab; aber er war gedrängt worden, von Pater Bonaventuras guten Wünschen und von den Worten des Prälaten ebensowohl wie von Schlagintweits Unternehmungslust; denn diese drei waren die einzigen Menschen, die eine gewisse Rolle in seinem Leben spielten. So schadete ihm die Güte und Liebe zweier Menschen, und im Falle Schlagintweit die eigene Sympathie, mit der er an dessen Leben Anteil nahm! Aber wenn es schon für einen Baron Fragart eine Art Schwäche bedeutete, daß er Gesellschaft und Tätigkeit wollte, so konnte er sich damit verteidigen, daß er bei alle-

dem nur sich selbst wieder erleben wollte. Dem Prälaten gegenüber, der das „Werk" wohl ganz anders gemeint hatte (nämlich, daß er sich selbst wegschenken solle, um einen andern Menschen zu erleben!), hätte er sich damit durchaus nicht verteidigen können. Aber so lebhaft wirkte bei Baron Frangart auch in dieser Sache die Ueberzeugung seines höheren Menschentums, der Glaube an seine besondere Wohlgeborenheit nach . . .

Fortsetzung folgt

Gauguin

Von Jacques Rivière

Zauberer, Magier, Sophist
Plato

Ich sehe ihn so, wie er sich gemalt hat. Sein großes ironisches Gesicht unter der Mütze ist das eines Abenteurers, der Magier sein könnte. Es ist von irgendeiner Kraft durchdrungen, zu der noch Scharfsinn kommt. Er ist der Mensch, der die Geheimnisse natürlich entdeckt hat, und weil er sich ihrer zu bedienen versteht, ist in seinen Zügen die Intelligenz ein Lächeln. Er liebt die Dinge; weil er sie versteht, beherrscht er sie. Und beherrscht von dem Gefühl, allein dieses Reich zu besitzen, scheint er, der Wissende, zu schweigen.

Gauguin entblößt Landschaften. Ganz sanft erschließt er sie, läßt sie ihrem Temperamente angemessen steigen, voller Süße. Er erfindet sie nicht. Er legt sie einfach bloß und leitet ihre Entwicklung mit dem Wissen des Magiers. Unter der Macht seiner Augen wird die Natur ordentlich. Ganz ihrer Eingebung folgend, ordnet sie sich an. Sie wird ein großer unberührter und doch gepflegter Garten: ewig sind die Blätter üppig, aber es scheint, als wolle eine geheimnisvolle Hand sie zu irgend einem Akkorde stimmen. Alles wird organisiert wie unter einer unfaßbaren Beschwörung. So entsteht ein maßvolles Paradies. Die Weisheit durchläuft es, vereinigt alle seine Teile, singt wie ein Vogel auf seinen Bäumen, und ahmt zärtlich auf den rosigen Ufern die hohen, gewölbten, ruhigfließenden Wogen seines Ozeans aus blauem Tüll nach.

* * *

Zuerst erkenne ich in der Zeichnung eine bezaubernde Mäßigung.

Inmitten Gauguins Bildern erhebt sich aufrecht und voll die menschliche Form. Am häufigsten steht sie in der Haltung der Vegetabilien und der Wesen, die die Natur inspiriert. Diese Vertikalität ist nicht, wie bei Cézanne, durch die Schwere, durch das Rufen der Erde bedingt. Sie ist das Produkt des Erdsaftes, der ohne Umweg wächst. Aufrichtiger Schwung hält den Körper sanft aufrecht.

Aber sie hüpfen nicht; sie sind maßvoll. Sie sprudeln hastlos. Nichts Rundes. Die Wölbungen der Hüften und Schultern werden in gerade Linien abgeschwächt; sonst könnten sie, zurückgebogene Sprungfedern, den Eindruck erwecken, als schnellten sie vor, als projizierten sie den Körper über sich hinaus; die Form überragt nur, um ihren Platz zu behaupten, sobald sie ihn erreicht hat, hält sie an; nichts in ihr will sich verlängern. Man könnte glauben, sie schließe sich selbst voller Liebe ein. Oben krümmt sie sich ein wenig. Mit Wollust verfolgt der Bleistift die geschlossene Linie seiner Vollendung. Die einzige Geste, die in ihrem Emporsteigen durch nichts beendet wird, die des früchtesammelnden Mannes, mündet im Ruhigfließenden. Er hat etwas Vollendetes, Gekröntes.

Diese Ruhe, diese Passivität der Haltungen, kommen daher, daß sie sich nicht zueinander zu neigen oder zu nähern oder sich zu lösen brauchen, wenn sie sich vereinigen wollen. Eine Vereinbarung scheint unsichtbar über ihnen zu schweben. Harmonie steigt zu ihnen herab und hält sie zusammen. Es genügt ihnen, richtig zu sein. Ihren Sinn erhalten sie von oben, wie wenn man die Hände auf sie legte. Lange ruhige Gesten schweben zwischen ihnen, wie Pflanzen sich unter dem Windeshauch wellen. Er verknüpft sie, ohne sie anzuziehen, er zeigt sie nur einander. Man kann zuerst die weite Zeichnung der Glieder für abgenutzt halten: sie besteht aus zwei Linien, die hauptsächlich einem herrschenden Parallelismus dienen. Aber wenn die Muskelansätze verheimlicht sind, so geschieht es nur, damit die Augen durch nichts von der Verfolgung der Bewegung abgelenkt werden. Alle Vereinfachungen suchen nicht etwa etwas Barabarisches, sondern wollen nur das Gemäße. Es gibt eine so zarte Verbindung, daß man bemerken muß, man ist im Frieden. — Manchmal ist es keine greifbare Geste, die die Haltungen einander verbindet, sondern nur eine gewisse Seite der Unbeweglichkeit. Durch ihre Art sich einsam zu halten, die jede Form hat, macht sie die anderen sich selbst verantwortlich.

So viel Harmonie kann nur vorher überlegt sein. Gauguin hat nicht die leichtgläubige Geduld Cézannes. Er hoffte nicht, die Dinge durch Kopieren zu versinnlichen. In seinen Landschaften gehen durch die Felder biegsame Linien, deren horizontales Geringle Baum an Baum kettet. Und dennoch wird der Natur keine Gewalt angetan. Das Werk begnügt sich damit, sie zu erwecken; es steigt zu den Dingen hinab, berührt sie schweigend, wie man mit der Hand einen Eingeschlafenen ermuntert. Dann läßt es sie ungebunden aufstehen. Das Werk unterstützt sie nur durch seine vielfältige Anwesenheit, es fördert ihre Entwicklung durch seine unsichtbare Zartheit.

Der Magier erweckt die schönen lebenden Phantome.

* * *

Wie soll man erkennen, in welchem Augenblick Gauguins Farbe die Farbe der Dinge verläßt und künstlich wird? Der Uebergang ist unmerklich. Durch eine feine Umbildung wird sie nach und nach immer weniger „natürlich"; schweigend wird sie zum Wunder; sie öffnet sich dem Zauber.

Sie ist unempfindlich und blühend. Sie dehnt sich in hellen Flecken, die durch die Abwesenheit der Sonne wie verschleiert sind. Nicht die Tiefe des Gegenstandes drückt sie aus, aber sein lächelndes Antlitz in der Durchsichtigkeit des Schattens. Jede Nüance blüht in Ruhe auf; sie überflutet, um sich auszubreiten, stumm. Und doch ist sie lebendig. Oft glänzt eine Farbe im Herzen des Bildes; aber das Ganze ist so zusammengehalten, daß man sie zuerst nicht sieht. Wie eine Luciole im Blattwerk. Und plötzlich wacht sie.

Indem er seine Farbe abschwächt, und derem Aufgehen irgend einen Zweifel entgegensetzt, verteilt Gauguin sie sorgfältig auf der Leinewand. Er verteilt die Töne, die im Flecken vielgestaltig die Oberfläche des Gegenstandes beleben; dann verdichtet er jeden einzelnen. Ihre ineinandergehende Verschiedenheit sammelt sich nach und nach in Flecken, von denen jeder einzelne verschiedene Auffassungen des Vor-Bildes erkennen läßt. Es ist das Gegenteil der impressionistischen Methode. In dem Umriß eines Baumes verteilen sich die Blätter auf einige farbige Flecken, die mit Vorsicht nebeneinander liegen. Man fühlt die Wollust der Farbe, sich so im Innern der Gegenstände nach deren Form zu verteilen. Auf einem abschüssigen Terrain übersteigt dies Rosa doch nicht seine Grenzen; es hält plötzlich inne.

Aber die Farbtöne, von denen sich die Gegenstände durchdringen lassen, sind ihnen nicht fremd. Es sind nicht von vornherein festgesetzte Nüancen, die die Farben der Natur ersetzen sollen. Gauguin benutzt nur die Macht über die Dinge; er überredet sie, sich sacht von dem abzuwenden was sie sind; er sondiert sie vorsichtig, er fordert sie zu Aenderungen auf. Schweigend ruft er die zerstreuten Elemente an und vereinigt sie durch seinen Willen, wie man die Kohlen durch Blasen zu einem hellen Feuer entfacht.

In diesem Augenblick entsteht die Harmonie des Bildes. Alle verschiedenen Farben schließen heimlich inspiviert einen Bund. Die Gegenstände sind allmählich dahin gebracht worden, einander zu entsprechen; ihre verschiedenen und zarten Antlitze sind mir zugewendet. Ich erkenne jedes einzelne und genieße lange seine gesteigerte Abstufung, und voll Entzücken fühle ich, wie sie im selben Augenblick an der andern Seite des Bildes durch einen kaum wahrnehmbaren Farbfleck, der ihm entspricht, verheimlicht wird. Welch zarte Erinnerung! Mit den zartesten Tönen gemaltes, süßes Erinnern! Garten des Gleichgewichts!

Vielleicht sind in manchen Bildern zu viel Blumen, zu viel ausgebreiteter Reichtum . . . Das Bild Gauguins, das ich am meisten liebe, dieses seltsame, nachdenkliche Paradies, heißt: „Was sind wir? Woher kommen wir? Wohin gehen wir?" Es enthält Hell-Dunkelheiten, Verhüllungen. Die laue tahitische Nacht badet diese Landschaft. Und steht nicht die Nacht im Hintergrunde, eine schattenverschleierte Frau?

Autorisierte Übertragung aus des Französischen von Jean-Jacques.

Kandinsky

Es soll diesmal nicht vom Kunstwert und vom Malerischen dieser Bilder gesprochen werden; trotzdem vielleicht, Kritikern gegenüber, betont zu werden verdiente, daß, wer ein reitendes Paar, eine alte Stadt und manche Landschaft in so gewaltiger Verdichtung romantischer Natur zu gestalten vermochte, daß der nicht aus Unfähigkeit zum Erfassen, sondern aus Absicht und künstlerischem Zwange auf die äußere Wahrheit der Dinge, die Wirklichkeit zu verzichten — scheint. Es soll nur (aber doch ergibt das vielleicht auch etwas über den Kunstwert der Bilder) eine Eigenschaft dieser Dinge, die in Erinnerung und Erkenntnis, sich dem Betrachter der späteren, in klarer Entwicklung nach der Lehre dieser Ausstellung den früheren entstammenden Bilder Kandinskys enthüllt, bemerkt werden. Die Wirklichkeit nämlich ist nichts Vollendetes, die Dinge sind, auch in der äußeren sinnlichen Erscheinung, nicht geschlossen. Wer mit klarstem Blick selbst lange durch die Straßen geht, dem öffnen sich die Linien der Häuser, vermischen sich die Erscheinungen: Fensterreihen werden zu Fratzen Wagen ballen sich und scheinen zu stehn, hinten schwindet die Straße — saht Ihr das nie? — einen Torweg zu in den Hals eines aufgerichteten Pfans. Eine Laterne kann eine Tulpe scheinen, der laufende Fuß eines Pferdes eine seltsame gierig sich streckende Orchidee sein. Wer hat noch nicht (und nicht zum ersten Male ist das hier gemalt worden) in einem Baum einem Menschen erkannt, in einem Wachholderbusch eine gekrümmte Leiche! Wie oft lösen sich die Dinge und fließen ineinander: daß eine Hand: die sich

Ludwig Meidner: **Originalzeichnung**

dir bietet, fremd dem Körper scheint, wie eine Qualle hängt und sich regt, daß dein Schauen ein Fieber wird. Doch dies ist immer nur ein Beispiel, während zehnfach, hundertfach die Dinge selbst ihr Aussehn wechseln können, jede Erscheinung zehn, hundert Erscheinungen ist. Die Dinge sind nicht nur sie selbst — und dies ist hier gemalt: die Vieldeutigkeit der Dinge.

Der Blick hat nicht nur die Fähigkeit zu fassen, er kann auch bewahren. Wenn der Künstler Nachbilder oder Erinnerungen mit dem sinnlich Erfaßten mischt, wenn er die Vieldeutigkeit eines Dinges so gestaltet, daß gleichzeitig einige oder alle Seiten, Formen, Arten zu fühlen sind, wenn die Vieldeutigkeit selbst gestaltet ist — das nennen wir (wie noch andres) Groteske. Die Kunst, von der hier gesprochen wird, gibt andres. Die Vieldeutigkeit ist nicht ihr Thema, sondern der Grund ihrer Existenz, die vielfältigen Erscheinungen werden, eben in ihrer Vielfältigkeit, gestaltet, nicht das vielfältige Erscheinen; und diese mehr lyrische Art, bei der die Vieldeutigkeit des Vorwurfs im Kunstwerk erscheint, ohne erkannt im Bewußtsein zu ruhen, das ist das Märchen (nicht der Mythus, der anders steht). Märchenhaft sind ihre Erzeugnisse; die Märchen der Dinge, das Märchen der Erscheinung ist ihre — Stimmung. Märchenhaft sind schon die früheren Bilder Kandinskys: ihr Russisches, dem Orient Nahes — diese Prinzessin, die auf zum grünen Vogel in den Zweigen blickt — ist sie uns nicht aus den Erzählungen tausend und einer Nacht bekannt?

Nun wissen wir auch, wie Bilder dieser Art (neben der es viele andre gibt) zur Natur stehn: sie zeigen nicht die Wahrheit der Wirklichkeit, vieldeutig ist die Wirklichkeit, sie haben die auch wieder vielfältige innere Wahrheit der andern Seite — des Märchens.

Rudolf Leonhard

Etwa im Jahre 1845

schrieb die „Kölnische Zeitung", daß sie dem Grazer Irrenhause, in dem Theater gespielt wurde, die Stücke Hebbels bestens zur Aufführung empfehle.

(Siehe Wursbachs Biographisches Lexikon unter Hebbel.)

Im Jahre 1912

schreibt die „Kölnische Zeitung": „ . . . der Versuch, der Sonderbund-Malerei mit städtischem Geld auf die Strümpfe zu helfen, Gemälde zu züchten, die eher in die Sammlung eines Nerven- oder Irrenarztes als in eine Oeffentliche Kunstausstellung gehören . . ."
(15. Oktober 1912, Mittags-Ausgabe.)

Man sieht, daß der „Kölnischen Zeitung" wenigstens keine Inkonsequenz (ebensowenig wie Originalität) in ihrem Verhalten gegen die geistige Neuerscheinungen, vorzuwerfen ist.

Freilich „sich zu blamieren ist ein unveräußerliches Menschenrecht". („Kölnische Zeitung", ebenda.)

An der Sache ist aber noch etwas kurios: Sobald nämlich einmal eine „Maßgebende Stelle" (ebenda) einer jungen Bewegung, wenn auch in noch so bescheidenem Maße, entgegenkommt, dann offenbaren diejenigen, die sonst „in beschränktem Untertanenverstand ruhig beiseite stehen" (ebenda) auf einmal Männerstolz vor Königsthronen (Donnerwetter noch mal!) und jammern mutig über ihr schönes Geld, das möglicherweise zum Kuckuck geht („bringen wir Steuern auf um . . . ." ebenda). Man bedenke doch: es liegt nicht genügende Sicherheit für ein „gutes Geschäft" vor.

Die Einsicht, daß die Kunstzuhälter (und ihre Gehilfen), denen die Kunst (sagen wir es euphemistisch mit dem guten Schiller:) eine gute Milchkuh ist, wenn sie schon ihr unsauberes Geld einstreichen, wenigstens durchaus den Rand zu halten haben, ist offenbar noch immer nicht genügend verbreitet.

Sonst könnte doch seit fünfzig Jahren komischen Blättchen wie dieser „Kölnischen Zeitung" das Handwerk gelegt sein.

Utrecht, 23. Oktober 1912

E. Wichmann

Nachwort: Soeben erfahre ich, daß die „Kölnische Zeitung" im Jahre 1833 ernsthaft gegen Straßenbeleuchtung protestierte mit der Begründung, daß erstens Gott Nacht und Tag geschieden hätte und zweitens, daß Straßenbeleuchtung die öffentliche Sittlichkeit gefährden würde.

Man sieht, auch bei der Erleuchtung bleibt die „Kölnische Zeitung" konsequent.

Die gesunde Kunst

„Einer unserer ersten Bildhauer, der abseits der Tagesmode Jahrzehnte in Rom lebte, und dessen Name den Klang eines Meisters hat, gibt seine Lebenserinnerungen und sagt Grundsätzliches über seine Kunst. Die Erinnerungen haben den besonderen Wert, daß sie sich fast ausschließlich nur auf das Zusammenleben mit Hans von Marées und dessen Persönlichkeit beziehen. Marées, dessen Größe heute unbestritten ist, ist noch als Mensch wenig bekannt. Darum sind die Erinnerungen Volkmanns von größtem Interesse für die Verehrer seiner Kunst. Wir haben, außer von Klinger, Hildebrand und Thoma, noch keine Bücher, in denen Künstler über ihr Schaffen reden. In diese Lücke tritt jetzt Arthur Volkmann" — so kündet Eugen Diederichs Verlag an.

In Heft 7 des vierten Jahrgangs der „TAT" schreibt Volkmann selbst: „Ein geistreicher Künstler kann nur der sein, dessen Werke beim bloßen Ausschauen verständlich werden". Und er identifiziert sich mit dem Geist der Gesundheit, der Verständlichkeit, führt Goethe an: „Klassisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke!" Marées ist klassisch, denn er ist absolut gesund. Gesund, heiter und klar. Aber: „Heute schätzt man es wohl, wenn einer bestrebt ist, mit eigenen Augen zu sehen. Wenn die Darstellungen dann sonderbar oder in irgend welcher Weise absurd sind, so daß niemand sie recht versteht, (er schließt von sich) dann findet man das ehrlich und interessant, auch wohl genial." Er versichert, daß er sich Marées nähere, „indem" er sich nicht sklavisch an jedes seiner Worte halte; daß man ihn, den wahren Schüler Marées für einen bloßen Nachahmer hielte, der der Beachtung nicht wert sei; er bejammert immer wieder die „nicht komponierten", „schlecht komponierten" Bilder der Anderen, Starken, und möchte sie gern moralisch abmurksen, durch die Versicherung, daß sie Durchschnittsbegabungen seien und daß seine Künsteleien viel mehr an Zeit und Geld erforderten.

„Der höchste Stil kommt der Natur am nächsten" sagte Marées; „In der Kunst kommt es in erster Linie darauf an, daß einer etwas zu sagen hat" und „Das Kunstwerk soll nicht auffällig sein" meint Volkmann. Er selbst hat nichts zu sagen. Er spricht zwar immer wieder vom „Erlebnis", zu dem es ihn, den echten Schüler, der so viele Sinneseindrücke aufnahm, ..drängt" — aber seine ausdrucklos gräzisierenden Naturstudien sprechen gegen ihn, gegen sein Erleben — „selbstverständlich und unauffällig" hat man keine Erlebnisse.

Es war einer ganz gesund, ganz normal; er setzte sich hin und machte Kunst, unauffällig und selbstverständlich. So unauffällig, daß wir andern garnichts davon merkten, Herr Volkmann!

Raoul Hausmann

Anmerkungen

Von Albert Ehrenstein

Eine neue Sorte von Schmierern wirtschaftet ab. Ich könnte diese polnische Wirtschaft ruhig weiter ignorieren. Aber warum soll man sich gelegentlich nicht auch über Apfelmus — imbezilles Apfelmus — äußern?

Wenn jemand, beispielsweise eine alte Jüdin, in ihrem Hausierhandel mit irgendwelchen alten Hosen so erfolgreich war, daß sie einen Literaturagenten und Meinungshändler erhalten kann, so gibt das diesem reaktionären Demokratin und Carabentier noch nicht das Recht, sich an Männern zu reiben, die nicht geatzt werden.

Ich hasse billige Exotismen — besonders wenn sie kopiert sind. Ein Fichtenbaum träumte von einer Palme. Hierauf sehnte sich der Esel Ku. H. so heftig nach einem Gnu, daß diesem Wunschtraum ein Lesekränzchen entsprang. Später verwandelte sich der Esel in einen Tölpel, der von einem Kondor träumte. Das Resultat war das Manifest eines Paniaken.

Wenn ein gewisser Aktionär schon so weit wäre, sich für ein Schwein zu halten, würde er sich noch immer einen Tapir nennen.

Die Tiere werden immer gelehriger. Ein Hund, der mir zutraulich-zudringlich nachlief, ließ erst ab, als ich ihm in der wohlwollendsten Weise auf den rudimentären Schwanz trat. Seither heult er jedes Mal, so oft er meinen Namen in einem Blatte erblickt. Und winselt masochistisch, ich hätte seit meinem ersten Auftreten eine anfangs sachlich und übrigens auch persönlich vollkommen ungerechte Gehässigkeit gegen ihn produziert.

Einen subalternen Interpunktionär, Schöpfer etlicher Einleitungen und anderer minderwertiger I-punkte, der „literarisch" davon lebt, daß er die Einleitungen zu den Dichtungen anderer schreibt, nicht geben, sondern nur herausgeben kann — nenne ich einen Kritikastraten. Wenn sich aus einer Wanze, Blattwanze eine Lantze entwickelt, die im Lantzieren und Abtreiben von Besprechungen den Rekord hält, so nennt sich das — „Weltverbesserich".

Ich kenne einen begabten Koofmich. Eine Aktion für beschleunigte Gnukotverwertung hat er bereits gegen sich eingeleitet. Da er — seinen Briefpublikationen, Essays, Gedichten nach — ein flotter Korrespondent, perfekter Glossist und ausgezeichneter Kontorist ist, will ich ein übriges tun, und ihn auch noch an die Kondorfahrradwerke empfehlen.

Für den dreißigjährigen Krieg mache ich nicht die Städte Braunau und Klostergrab verantwortlich, sondern Jesus Christus. Für das Vorhandensein von Literaturhändlern, Neocaféthikern, Neopamphletisten und Neokrakeelern vom Schlage der Ku. Hiller mache ich nicht den roten Zeitungskellner des C. d. W., der noch immer keine Kondorkritik geschrieben hat, verantwortlich, sondern das Ausdermodekommen des Talmudstudiums.

Einer nannte sich „Hiller". Das klingt wie ein impertinenter Komparativ von Hille, Peter Hille — ist aber ein außerordentlich unregelmäßig gebildeter Superlativ von Kot. Denn außer Hiller schreibt niemand in Deutschland-Oesterreich elendere Gedichte als Hiller.

Wenn ein Atom Fett ansetzt, ein Schiebetänzer gleißnerisch den Moralreaktionär spielt, stinkt das wie die glossogene Defäktion eines Gnuweibchens. Eine Propagatrice hat uns gefehlt. Und ihre fortgeschrittene Pubertätslyrik.

Dafür, daß der Buchmacher wochentags jahraus, jahrein seine erheuchelte, bewußt verlogene Begeisterungsfähigkeit spielen läßt, darf dieser kleine Klaus mit der erborgten Peitsche knallend, glückstrahlend einen Sonntag in der Ewigkeit schmunzeln, grinsen, prahlen: „Hi! Alle meine Werke!" Zur Belohnung darf er in glossenfreien Stunden einen Drachen, einen papierenen Kondor drei Meter über sich

klaftern lassen. Nach seinem Werk gefragt, wird „er" am jüngsten Tag mit seiner spitzen, dämlich dünnen Kritikastratenstimme säuseln müssen: „Ich war etlicher Nachtigallen Einleitefrouwe."

Womit eine Einleitefrau im Kabinett beschäftigt ist? Sie wischt ab, sie leitet ein — nämlich Wasser — man hört dies Wasser diezen und wie sie sich freut, wenn einer zusammendrängt. Aber ihr hättet so eine gute, alte Abortfrau früher kennen sollen, als sie noch nicht pseudonym, sondern etwa unter dem ehrlichen Mädchennamen Kitty lebte. Ach, reizendes Kittychen, das waren herrliche Zeiten. Sie war soooo kitzlich. („Deine Weste, fahler Maler, küßt mich sehr.")

Ich bin nicht Agrarier genug, das dumpfe Zufeldeziehen eines Ochsen würdigen zu können. Noch ferner liegt mir ein Rarissimum: Pubertätslyrik einer Einleitefrau.

Als Heym starb, begann ein Hiller auf seine Art zu trauern. Dieser wahrheitsliebende Gruppenarangeur, dem das „subtile Nachrechnen von Förderungen einigermaßen gegen den Strich geht", fragte bei dem Verfasser eines Heymnachrufs an, warum er, Ku. Hiller, darin nicht als Propagator Heyms genannt worden sei. Da ist das subtile Nachrechnen von Förderungen unter den Strich gegangen.

Erwähnt werden wollen! Daß es eine wahnsinnige Leichenschändung ist, über den Leib eines Toten in ein Blatt eindringen zu wollen, sollte sogar ein literaturpolitischer Maulwurf zugeben.

Wenn ein Manager und Impresario mit Literaturallüren eine Besprechungsgenossenschaft gründet, kann dafür nicht seine Beschränktheit haften, sondern die Lässigkeit jener, die den Maulwerksburschen nicht schon längst ins Kommerzielle abgeschoben haben.

Wenn eine Fliege Pollak bei der andern liest, fallen seit jeher beide in mein Tintenfaß, und ich habe nur mehr den Duft ihrer Verwesung zu registrieren.

Daß die Giftschlangen den Menschen Gehässigkeit vorwerfen, ist ein starkes Stück!

Ein zänkischer Stänkerer, mit einem totgeborenen Juristendeutsch vorbestraft, ist noch kein Polemiker. Sondern eine „Intellektualkröte".

Goethe erwartet einen Angriff der Ku. Hiller. Der alte Frankfurter hatte nämlich die Frechheit, von „Adler und Taube" zu reden, statt anzuheben: „Ein Kontorsjüngel hob die Flegel nach Raub aus".

Wer das Krankheitsbild der Hysterikerin kennt, weiß, daß sie auf meine sachgemäße Behandlung mit lügnerischen Verdrehungen, Denunziationen, Verleumdungen und Halluzinationen antworten muß.

Gabriel Schillings
Flucht an die Oeffentlichkeit

Horaz Menschenkenner, Bücherkenner; siehe: „Poem ruhe sanft sieben Jahre im Schreibtisch." Schilling angeblich erst sechs; fehlt aber nicht nur eins.

Schlimm. Wozu? Hauptmann-Jubiläum schon genug Oeffentlichkeit; Lauchstädt vielleicht erlaubt — so Goethe, Weihe, oh rühre, rühre nicht daran; bekannter Drehrum. Eruptive Ausrufe eines beleidigten, bauchgetretenen Hauptmannfreundes: „Schilling" platt, imitiert, charakterlos, „Stümmung" und weiter nüscht. Nee, mach ich nicht mit. Is mir zu dumm, würklich, nassiv dumm; und noch in fünf Akten. Is keine Kritik? Macht nüscht; is aber richtig. Commençons, fangen wir los.

Die Sache bei Hauptmann bereits bekannt; „Atlantis" Roman im schlechtest möglichen Deutsch, Rekord in Buchstil alten Genres, unreife Angelegenheit trotz Jubiläum. Nee, mein Herr, fünfzig Jahre entschuldigen keinen schlechten Satzbau; da können Sie bis zweihundert alt werden for mir. Ceterum feiner Stoff, solides Milieu, ab und zu ein Menscheneingeweide; mißlungen durch Lyrik, „Stümmung", wie man zu sagen pflegt: Einer hat genug — egal wovon — jedenfalls totalemente total genug, Flucht, sagen wir Amerika, oder mehr dicht dran, so etwa Ostsee, Krisis da, dann im Roman der tragische Ausgang einer Verlobung, im Drama Bühnenklamauk, Sturm, vorbeigeratenes Fieberdelirium, vergnügter Sprung ins Wasser zu allseitiger Befriedigung. Man hat immer von irgendwas genug, bis da hinauf, kann es Hauptmann nachfühlen. Man möchte sich das Leben nehmen und zur Verlobung greifen. Wen geht's was an? Mir nich. Is mir schon janz andres passiert; zum Beispiel neulich falsche Garderobenmarke.

Schilling ne solide gut eingeführte deutsche Marke. Wie heißt doch der Kerl beim alten Goethe? Nicht Kleopatra, so ähnlich — Orestes. Gehetzt — egal wovon — totalemente Flucht, wegen Stilgefühls nicht Amerika, sondern Tempel, gutgeratenes Delirium, Heilung ohne Badeeinrichtung und Kaltwasserheizung. Na also, bemerkt der Genießer, es jeht auch so.

Wo liegt nun der Hund begraben? Bei „Schilling" endloses Gequassele, allgemeine Art, von einer Witz- und Gedankenlosigkeit — unübertreffbar. Er will Lyrik, Erhebung, Geist, direkt Jeist, und es jeht nich, von wegen er kann nich; er konnte das noch nie: warum also mit einmal? Dabei geht Charakteristik flöten, die er kann: die einzige Tragödie in der Geschichte. Demgemäß und zufolge: da liegt der Hund begraben.

Thema. Einer hat bis da genug, weil ihn zwei Weiber wirklich weiblichen Geschlechts um die Ecke zu lieben willens und bereit sind. Der ungeheure, atemhemmende Schatten Strindbergs fällt hierher. Zu schwerer Konkurrenz: mit dummem Gepappel kommt man um die Sache bei uns, bei uns nicht herum. Der Schreibtisch, Schatulle zahm, sechs Jahre, sechzig Jahre, sechshundert Jahre; wir grinsen, suchen richtige Garderobenmarke. Diese beide Weiber kennen wir schon schon; aber, wie man zu sagen pflegt: „Aujust, wie haben se dir jebufft". Das Zentrum des Stückes: ist er ein Schlappschwanz oder ist er kein Schlappschwanz? Er ist kein Schlappschwanz, sondern ein Ladenhüter von Wandschirm, hinter dem Hauptmann hörbar monologisch sich produziert. Ich habe kein Mitleid mit Wandschirmen, selbst wenn sie am „Mööre" wandeln. Und Hauptmann ipse: was und wen geht er was an — wegen das bischen Geburtstag? Bekenntnisse an sich, dumm; dies Bekenntnis wulgär, peinlich; Vortrag salopp, ölig, transusig; Atrappe von „Möör", Kirchhof machen den Kohl ooch nicht fett.

Schlimme schwache Stunde des verehrten Meisters. Eine deutsche Größe; Recht auf solche Stunden sei ihm unbestritten. Kanns sich leisten. Schwamm drüber.

Das langweilige Stück in trostlosem Spiel. Theaterzettel verloren, sonst wehe den schlimmen Dilettanten da im Lessingtheater. Schilling, Professor, Gemahlin Schilling — nicht gedacht soll ihrer werden — Theaterzettel verloren. Er Imitation Bassermann, sie Imitation Else Lehmann; der Professor keine Imitation: so was weder vor- noch nachahmbar. Lessingtheater, man höre, Lessingtheater.

Schöne Bescherung für Hauptmann.

Alfred Döblin

Empfohlene Bücher

Oskar Baum
Die Memoiren der Frau Marianne Rollberg / bekannt durch den Prozeß mit dem Polizeikommissar Fröderer
Uferdasein / Abenteuer und Tägliches aus dem Blindenleben von heute
Das Leben im Dunkeln / Roman
Axel Juncker Verlag / Berlin-Charlottenburg

Franz Jung
Das Trottelbuch
Theodor Gerstenberg Verlag Leipzig 1912

Paul Scheerbart
Astrale Novelletten
München / Verlag Georg Müller
Zweite Auflage
Das große Licht / Ein Münchhausen-Brevier
Leipzig / Verlag Dr. Sally Rabinowitz

Charles Vildrac
Découvertes
Paris / La Nouvelle Revue Française

Rouveyre
Parisiennes / Dessins
Avec une préface de Remy de Gourmont
Leipzig 1912 / Ernst Rowohlt Verlag

Else Lasker-Schüler
Hebräische Balladen
Berlin-Wilmersdorf / A. R. Meyer Verlag

Verantwortlich für die Schriftleitung:
Herwarth Walden / Berlin W 9

Ständige Ausstellungen der Zeitschrift Der Sturm

Berlin W / Königin Augustastraße 51
gegenüber der von der Heydtstraße
Fahrgelegenheit: Lützowplatz

Achte Ausstellung
Die Pathetiker

Ludwig Meidner / Jakob Steinhardt / Richard Janthur

Vom zweiten bis fünfzehnten November

Neunte Ausstellung
Jan Gauguin
Campendonk / Segal

Vom sechzehnten bis dreißigsten November

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 10—2 Uhr

Zehnte Ausstellung
Die Neue Sezession

Vom 1. Dezember bis 31. Dezember
Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Verlag der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 18
Fernruf Amt Lützow 4443

Zeitschrift der Sturm
Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelnummer 20 Pfennig / Doppelnummer 40 Pfennig × Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs / Einzelnummer 25 centimes / Doppelnummer 50 centimes. Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark × Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 6 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken und Straßenständen auf

Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum zehnten des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Sonderdrucke

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Originalholzschnitt / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm sind einhundert Exemplare vom Künstler mit der Hand aquarelliert, signiert und numeriert / Das Exemplar 5 Mark

Franz Marc: Versöhnung / Originalholzschnitt / 15 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark / Tierlegende / Pferde / Tiger / Originalholzschnitte / je 10 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark

Richter-Berlin: Landschaft mit holländischer Mühle / Landschaft mit Bockmühle / Landschaft mit Bahnwärterhäuschen / Landschaft mit Kindern / je fünfzehn signierte und numerierte Exemplare auf Japanpapier / Das Exemplar 25 Mark

Arthur Segal: Vom Strande I / Vom Strande III / je fünfzehn signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 20 Mark

H. Campendonk: Originalholzschnitt [Nummer 131] zwölf signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 25 Mark

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Je ein Exemplar ist ständig ausgestellt im Graphischen Kabinett, Kurfürstendamm 33

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark

Künstlerpostkarten

Futuristen: 1 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz × Lichtdrucke: Das Exemplar 20 Pfennig
2 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Abschied / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Pan-Pan Tanz / Ruhelose Tänzerin × Clichédrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

---

Zeitschriften

Die Aufnahme erfolgt kostenlos nach freiem Ermessen der Redaktion dieser Zeitschrift

Die Fackel / Herausgeber: Karl Kraus / Erscheint in zwangloser Folge. Die Fackel enthält nur Beiträge von Karl Kraus. Neueste Nummer 360—362. Preis dieser dreifachen Nummer 75 Pfennig / Verlag Die Fackel / Wien III/2

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift / Herausgeber: Jean Richard Bloch / Poitiers [Vienne]

L'Indépendance / Halbmonatsschrift / Künste / Kultur / Philosophie / Politik / Jahresbezug 15 Francs / Paris 31 rue Jacob

Les Marges / Monatsschrift / Paris 5 rue Chaptal

La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Verlag Marcel Rivière et Cie / Paris / 1 Rue Saint-Benoit / Nummer 1 Francs 50 centimes

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebungen von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9 und durch Graphisches Kabinett, J. B. Neumann, Charlottenburg, Kurfürstendamm 33

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

---

Neue Kunst Hans Goltz München, Odeonsplatz 1 / Van Gogh bis Kandinsky / Die Graphische Ausstellung enthält zurzeit Brangwyn / Hodler / Liebermann / Munch / Schmutzer / Slevogt / Zoir / Zorn / und andere / Illustrierter Katalog der ersten Ausstellung 50 Pfennig / Sammler wollen mir ihre Wünsche stets übermitteln / Auswahlsendungen bereitwillig

Der Neue Kunstsalon / Dr. Paul Ferdinand Schmidt und Max Dietzel / München / Königinstraße 44 (Trambahn: Leopold-Franz-Joseph-Straße) Expressionisten: Gemälde, Plastik / Graphik und Kunstgewerbe der neuen Kunst / Monatlich wechselnde Kollektivausstellung. Eröffnet am 3. November mit einer großen Nolde-Ausstellung. Gauguin, Picasso, Rousseau, Rodin, Matisse etc.

Neue Sezession / Berlin / Eingetragener Verein Passive Mitglieder der Neuen Sezession erhalten jährlich 1 / mehrere graphische Arbeiten 2 / die Zeitschrift Der Sturm frei zugestellt 3 / freien Eintritt zu den Veranstaltungen der Neuen Sezession. Mitgliedsbeitrag halbjährlich 15 Mark. Geschäftsstelle der Neuen Sezession: Steglitz, Miquelstraße 7a. Fernruf Amt Steglitz 2699

Graphisches Kabinett Buch- und Kunsthandlung / Berlin W 15, Kurfürstendamm 33, Eingang Grolmanstraße / Eckhaus / Fernruf Amt Steinplatz 14297 / Der Inhaber des Graphischen Kabinetts J. B. Neumann eröffnet in der Schillerstraße 6 (am Knie) eine Ausstellung für die neue Malerei. In ihr sollen ausschließlich Werke jüngerer Künstler gezeigt werden

Edmund Meyer / Buchhändler und Antiquar / Berlin W 35, Potsdamer Straße 27b / Fernruf Amt Lützow 5850 / Spezialgeschäft für bibliophile Literatur aller Zeit / Wertvolle und seltene Bücher jeder Art vom XVI.—XX. Jahrhundert / Alte und neue Kunstblätter / Ständige Ausstellung / Oktoberausstellung: Alfred Kubin und sein Werk

Paul Graupe / Antiquariat / Berlin W 35 / Soeben erschien Katalog 62 Moderne Literatur / Neuausgaben / Luxusdrucke

Reuß und Pollack / Buchhandlung und Antiquariat / Potsdamerstraße 118c. Fernsprecher Amt Lützow 2829 / Graphisches Kabinett der Neuen Sezession / Vorlesungen über moderne und buchgewerbliche Themen / Eintritt frei / Anmeldungen erbeten / Ständige Ausstellung von Luxusausgaben in ausländischer Literatur

Fritz Merker Charlottenburg, Schillerstraße 94. Fernruf Amt Steinplatz 8397. Passepartoutfabrik / Buchbinderei / Zeichenmappen / Aufziehen von Zeichnungen / Moderne Bucheinbände

Titania-Schreibmaschine / Erste deutsche Schreibmaschine mit Typenhebeln auf Kugellagern / Fabrikat der Aktiengesellschaft Mix & Genest, Schöneberg-Berlin. Generalvertreter für Berlin und die Mark Brandenburg: Louis Stangen, Linkstraße 12. Telefon: Amt Kurfürst 2425

Druck von Carl Hause / Berlin SO 26